

# Gräfin Margit Szápáry

## Ein Lebensbild

Von Nora W a t t e c k

Starke Persönlichkeiten gehen ihren eigenen Weg, trotzdem bleiben sie immer Kinder ihrer Zeit. Ihr Wirken kommt und vergeht mit den Strömungen ihrer Epoche.

Während des Zweiten Weltkrieges, im Jahre 1943, starb im Lungau Gräfin Margit Szápáry, geb. Gräfin Henckel von Donnersmarck. Ihre vierzigjährige Tätigkeit in diesem Gau hinterließ bleibende Spuren. Ihnen nachzugehen und diese außerordentliche Frau dem Vergessen zu entreißen, soll in einer kurzen Zusammenfassung versucht werden.

Das reiche Spektrum ihrer Persönlichkeit wurzelt wohl in der Vielfalt ihrer charismatischen Begabung — auch in ihrer Herkunft aus einer der reichsten Familien Oberschlesiens — und der Aufgabe, als junge Witwe einen begonnenen Burgbau in der „äußeren Mongolei“, wie der Lungau oft von den Weststeirern scherzweise genannt wird, zu vollenden.

In der Regel beginnt man eine Lebensbeschreibung mit den Geburtsdaten des Betreffenden, aber in diesem Falle kommt man schneller dazu, ein Bild und eine Vorstellung dieser Frau vermitteln zu können, wenn man das anführt, was als ihr Ruf bis über den Tauern und über die Grenzen drang. Die „Tschapary“, wie sie im Volksmund genannt wurde, sagte man, sei eine große Erscheinung mit hellen Augen, die Mensch und Gegenstand sofort erfasse. Ihrer metallisch männlichen Stimme entspreche die Kleidung einer passionierten Jägerin und besten Schützin. Leise lachend erzählte man sich, daß sie unter ihrem Rock eine Lederhose trage, was in Anbetracht der damals üblichen langen Röcke bei der Jagd sehr zweckmäßig war. Auch gebe es bald im Lungau keine Bäuerin mehr, deren falsche Zähne nicht eine Spende der Gräfin seien. Und daß überhaupt der halbe Gau durch den Burgbau von ihr lebe.

Da die hohen Zimmer und quadergefügteten Steinmauern der Burg Finstergrün den Aufenthalt dort nur im Sommer erlaubten, lebte sie meist in dem nahen „Premgut“, einem hölzernen Bauernhaus. Denn schon bald hatte sich gezeigt, daß man es in der Burg trotz schönster Kachelöfen und ungeheurer Stapel von Holzscheitern bei monatelangen Temperaturen von 20 Grad unter Null nicht aushalten konnte.

Als ich als 22jährige 1924 die Gräfin kennenlernte, trat sie gerade aus ihrem Winterdomizil vor die Haustüre. Sie trug ein einfaches graues Lodenkleid, aber an einem langen Lederriemen, der an einem Gürtel befestigt war, einen großen gotischen Schlüssel — den Burgschlüssel. Hinter ihr erfaßte ich gerade noch den romanischen

Türbeschlag, der den Eindruck des Ungewöhnlichen verstärkte. Wie immer waren viele Gäste anwesend, solche, die wochenlang blieben oder nur einige Tage. Köchin, Zimmermädchen, Sekretärin, auch eine Gartenhilfe usw. sorgten für klaglose Bequemlichkeit der „Herrschaft“. Unvergeßliches Forellensoufflé wurde da serviert, und schönes Silber erfreute die Augen. Das Auffallendste in den klaren, weißgekalkten Räumen war der große, grüne Lungauer Kachelofen, der auch im Sommer leicht geheizt war. Auf hellen Reibböden standen wenige alte Naturholzmöbel, die in Anbetracht der bäuerlichen Raumdimensionen von einfacher herber Form waren. An den Wänden hingen ein paar erlesene kleine Schnitzwerke, Krickeln und ein gotisches Kruzifix. Ich erachte es als erwähnenswert, dies ausdrücklich anzuführen, weil es jetzt im alpinen Bereich vielfach üblich ist, ein Landhaus so einzurichten. Damals aber war das unerhört neu und geradezu sensationell. Hier war keine städtische Villeneinrichtung in Verwendung genommen worden, aber auch kein pseudobäuerliches Ambiente entstanden. Schon damals gab es da im Sitzraum einen niederen Tisch und niedere Lehnstühle. Für die Besucher lagen überall Bücher und internationale Kunstzeitschriften bereit. Ein gotisches Hifthorn hing unübersehbar für sich allein an der Schauwand und demonstrierte alten Anspruch und Anrecht auf die Hohe Jagd. Nie sah ich dort trotz weitausstreuender Gastlichkeit Glashausblumen in Vasen stehen. Man beschränkte sich bewußt auf die heimische Flora, wie Farnkraut und Latschen, wenn Enzian, Eisenhut, Goldrute usw. nicht zur Verfügung standen. Als Behältnisse wurden alte Bronzegefäße von edelster Einfachheit der Form oder jene alten irdenen „Haferln“, wie man sie damals noch am Lande fand, verwendet. Auch sie ausgezeichnet durch schlichte Formschönheit und mit farblichen Glasurveränderungen, wie sie nur durch langjährigen Gebrauch auf offenem Feuer entstehen. Das ganze Haus zeigte diese geniale Verquickung von höchster Qualität bei größter Einfachheit — von Bodenständigkeit und kosmopolitischer Güteverbundenheit. Das Ganze in einem Bergbauernhof mit kleinen Fenstern zusammengestellt. Die Synthese so gegensätzlicher Welten, wie sie nun der durch den Fremdenverkehr in Mode gekommene „Alpine Stil“ gebracht hat, um Alteinheimisches mit fremden Ansprüchen zu verbinden, ist vorläufig bei der „Bar in der Tenne“ gelandet. Damals war es ein erster Schritt ins Neuland.

Die Wirkung der Gastgeberin machte sich spätestens nach einer halben Stunde bemerkbar. Jeder kam in ihren Bann und wurde zu einem Trabanten, der um einen Planeten kreist. Die Ausstrahlung ihrer Persönlichkeit war so stark, daß schöne Frauen in ihrer Umgebung zu unbeachteten Schemen verblaßten. Meisterhaft verstand sie es, die allgemeine Konversation zu führen und jedem das für ihn passende „Hölzl“ zuzuwerfen, so daß er seine anregendste Seite aufzählen konnte.

Von großem Reiz waren ihre Schilderungen des Abenteuers einer winterlichen Überquerung des Radstädter Tauerns zu Anfang unseres Jahrhunderts. Erst ab Juni 1921 verkehrten klapprige, eiskalte „Raupenschlepper“ von Radstadt nach St. Michael. Vorher fuhr man meist in großen, offenen Schlitten und zog die Felldecken bis über die Ohren. Die Pferde schnaubten und schwitzten, denn man führte auch schwere, hölzerne Koffer mit sich. Lange Rasten und Pferdewechsel in den Poststationen. Feierliche Begrüßung durch den Wirt. Bange Fragen und Blicke zur Tauernhöhe hinauf, ob Schneesturm komme. Oft versperrten abgegangene Lawinen mit einem chaotischen Gewirr von geknickten Baumwipfeln die schmale Straße. Man begegnete erschöpften Fußwanderern und machte dann vor dem großen Kreuz im „Friedhof der Namenlosen“ auf der Paßhöhe halt, wobei der Kutscher die Mütze abnahm. Man dankte und fing an zu hoffen, daß man Tweng lebend erreichen werde. Zwar kam erst nach Schaidberg die lawinengefährdetste Stelle des ganzen Straßenzuges. Die Ruine des für diese Seehöhe riesigen Bergwerksgebäudes stand damals noch und zeigte an der Straßenseite einen gewaltigen Steintisch. Trüb und kaum sichtbar flackerten die Kerzen in den Schlittenlaternen, denn die Gläser waren dicht mit Eiskristallen beschlagen, und nur zu oft verlöschten die Lichter. An den Telefonmasten, die entlang der Straße standen, konnte man sich in einem Schneesturm orientieren, wenn der Weg total verweht war. Nur an einer Stelle wichen die Masten von der Straße ab, und das war verhängnisvoll. Die Pferde versanken bis zum Bauch, und man mußte lange schaufeln und Decken vor ihre Füße breiten, um ihnen herauszuhelfen. Wer nicht unbedingt mußte, dachte nicht daran, im Winter den Tauern zu überqueren. Aber wagte man es und fuhren dann die rauhreifstarrenden Rosse mit den mit Fuchs- und Bärendecken behangenen Schlitten der beiden prominentesten Lungauer, Graf Hans Wilczek und Margit Szápáry, in Mauternsdorf ein, so wurde in den uralten Tavernen haltgemacht, und die Kutscher erzählten von ihren Abenteuern. Und alsbald ging davon die Kunde durch den ganzen Lungau. Der pelzgefütterte Mantel, den man anläßlich einer solchen Reise trug, war durch sein Gewicht kaum vom Boden aufzuheben! Bevor man nach Tamsweg kam, zog der Schlitten noch knirschend über den Passeggen, den Ort des ehemaligen Hochgerichts, wo Rad und Galgen standen und sich erstaunlicherweise noch immer Scharen von hungrigen Krähen aufhielten.

Der Lungau war, geschützt durch seine abgeschlossene Lage, ein Eiland der Unberührtheit geblieben. Landwirtschaft, Forst und Fuhrwerksverkehr waren die einzigen Einnahmequellen, denn der Bergbau war völlig stillgelegt worden, als man im Ausland reichere und bequemere abbaufähige Fundstellen fand. Es herrschten Armut und großer Geldmangel. Daher behielt man die übernommenen „Möbel“, wie Truhen und Kästen, und konnte sich nicht bei jeder Hofübernahme

eine neue Einrichtung machen lassen. Die Folge war, daß sich eine sonst nirgends mehr anzutreffende Fülle von gotischen Gegenständen in diesem Gau erhalten hatte. Noch in den fünfziger Jahren stand da und dort in einem abgelegenen Bauernhof eine gotische Truhe.

Als nun 1885 Graf Wilczek anlässlich eines Jagdaufenthaltes das verfallene Schloß Moosham sah, beschloß er, es zu erwerben und instandzusetzen. Um die vielen verwüsteten Innenräume einzurichten, brauchte er sich nur in der dortigen Umgebung umzusehen. Fast in jedem Haus waren jahrhundertalte Dinge zu finden. Längst wären sie zerhackt und verkauft worden, hätten sie nicht damals eine Bleibe in Schloß Moosham gefunden. Der Funke solch anregender Tätigkeit entzündete aber auch seinen Freund Graf Sándor Szápáry, Rittmeister der königlichen ungarischen Leibgarde in Wien, der die Ruine Finstergrün oberhalb Ramingstein erwarb, um Turm und Pallas für sich auszubauen. Bald darauf aber heiratete er im Jahre 1900 Gräfin Henckel von Donnersmarck, bei deren Hochzeit in Polnisch-Krawarn Wilczek Trauzeuge war.

Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Lungau in Ungarn als Hochgebirgsjagdgebiet bekannt. So hatten die „Ungarischen Grafen“ die Reviere in der Moritzen und Muhr in Pacht. Die Grafen Pálffy hatten die Jagd im Weißpriachtal, nun kam ein Jagdsitz der Szápáry im Göriachtal dazu und eine Zeitlang die Jagd im Bundschuhtal. Das Revier im Twenger Tal hatte Dr. Hermann Epenstein, der Taufpate von Hermann Göring. Er hat die Burg Mauterndorf erworben und damit vor gänzlichem Verfall gerettet.

Noch 1900 begann das junge Paar Szápáry die 1200 Meter hoch gelegene Burg Finstergrün aufzubauen. Da die Ruine aber nicht verändert werden sollte, entstand anschließend an sie eine große neue Burg. Man kann das Tal dort nicht als pittoresk bezeichnen, daher waren es nur die Nähe des Freundes und die Aufgabe, eine Burg entstehen zu lassen, die das Paar dort Anker werfen ließ.

Während des riesigen Baues, den man überhaupt nur beginnen konnte, wenn man zuerst eine Straße hinauf baute, lebte das Paar in Schloß Moosham. Wohl nicht für ständig, denn viele Reisen wurden unternommen, um Burgen zu besuchen und dabei Ideen zu sammeln, die Architekt Ludwig Simon, Bauleiter zu St. Stefan in Wien, dann in den Plan einzuarbeiten hatte.

Skizzen und Entwürfe häuften sich. Nebenbei erwarb man auf ausgedehnten Reisen steinerne Werkstücke, wie frühe Kapitäle, Säulen, Brunnenbecken, Schlußsteine und vieles andere, um die architektonischen Blickpunkte zu gestalten. Die Quadern wurden am nahen Berghang gebrochen, so daß man wenigstens diese nicht den sehr steilen Burgweg hinaufziehen mußte. Gutes Trinkwasser war reichlich vorhanden. Unmittelbar neben dem Bau lagen die aufgelassenen Stollen des alten Silberbergbaus, deren Wassereinbrüche man nur zu

fassen brauchte. Aber man hielt auch Umschau nach tüchtigen Facharbeitern. Eine Schmiede wurde eingerichtet, in der Italiener nach alten Vorbildern unzählige Tür- und Fensterbeschläge, eiserne Tore und kunstvolle Nägelköpfe schmiedeten. Ebenso arbeiteten dort viele italienische Steinmetzen. Sie waren geschickt, bescheiden, aßen Polenta und zogen im Herbst wieder heim. 1904 stand die Burg unter Dach, aber im März starb Graf Sándor Szápáry in Preßburg. Die 1871 in Dresden geborene Witwe war damals 33 Jahre alt. Der Sohn Béla und die Tochter Jolanta waren Halbwaisen geworden. Den Namen Jolanta hatte man aus Verehrung für eine Vorfahrin aus dem Hause Szápáry gewählt, die ihren Vater aus türkischer Gefangenschaft in der Art der biblischen Judith befreite.

Finanziell stand die Witwe auf starken Füßen und konnte auch jederzeit von ihrem Vater, der dem Burgbau wohlwollend gesinnt war, mit besonderen Zuweisungen rechnen. Entstammte sie ja jenem Milieu aus der Vorkriegszeit, das schier unbegrenzt aus dem Vollen schöpfen konnte. Um nur ein Beispiel anzuführen, was da standesgemäß als selbstverständlich galt, waren stets neue Glacéhandschuhe. Die einmal getragenen kamen nicht mehr in Verwendung. Und im Herbst kam es da stets anlässlich der Parforcejagden zu jenen riesigen Einladungen, die auch als selbstverständlich galten, aber dem Gastgeber Unsummen kosteten.

Mit starker Hand ergriff nun die Witwe die Zügel und widmete sich nicht nur der im Rohbau fertigen Burg, sondern auch allen Belangen des Gaus, wo Hilfe nötig war. Immer stärker zeigte sich nun ihr Naturell, das aus einer Zeit der patriarchalischen Großgrundbesitzführung stammte. Ihr persönliches Eingreifen, wenn sie die Notwendigkeit erkannte, war stets viel rascher als das der Behörden. Große Spenden ermöglichten ihr dies, aber die Verwaltungsbehörde in Tamsweg bekam ihr eifriges Walten im Gau zu spüren... Eine Zusammenstellung der bedeutenden Zuschüsse, die sie für allgemeine Zwecke ausgab, vermittelt am besten den Umfang ihrer Tätigkeit. Aber auch wenn man im Telegrammstil über ihre Wohlfahrtsspenden berichtet, sieht man sich einer kaum erfaßbaren Aufgabe gegenüber. Vor dem Ersten Weltkrieg findet man da die üblichen „Herrschaftsspenden“, wie Finanzierungen von Preisen für Pferdezucht und Gasselwettfahrten (Unternberg). Für Unterstützung von Veteranenvereinen und großzügige Hilfe für Feuerwehren, von Fahnen Spenden, die goldgestickt eine ziemlich kostspielige Sache waren, und von der Gräfin als Kind ihrer Zeit gelegentlich auch die Anmerkung, daß sie bei solchen Marktfesten auch persönlich anwesend war, was natürlich Zeit kostete, aber die Feierlichkeit auch in ihren Augen hob. Anlässlich des verheerenden Brandes in Lessach 1908 übernimmt sie sofort die Kosten für Verpflegung und Unterkunft der obdachlosen Kinder bei den Schulschwestern in Tamsweg. Im selben Jahr folgte auf die Bitte

von Kardinal Katschthaler die Restaurierung der Friedhofkapelle auf dem Obertauern. Sie wurde neu eingedeckt, Mauerwerk und Fresken saniert. Einem Schreiben des Amtsleiters der Bezirkshauptmannschaft Tamsweg, Dr. Anton Hergeth, vom 30. Jänner 1908 entnimmt man, daß auf Verlangen des k. k. Postärars ein Drittel der Telefoneinleitungskosten, die 35.000 Kronen betragen, im Lungau selbst aufgebracht werden müssen. Er führt an, wie sehr dieser Anschluß für Private und Ämter in geistiger und materieller Hinsicht einen Aufschwung bedeuten würde. Dazu sei das 60-Jahr-Regierungs-Jubiläum Kaiser Franz Josefs I. ein ermutigender Ansporn, dem von der Natur so stiefmütterlich behandelten Gau die Wohltat der bedeutendsten Errungenschaft der Neuzeit zugänglich zu machen. Weil aber der ganze Gau diese Summe nicht aufbringen konnte und auch der Landesauschuß nicht mehr als 1100 Kronen beisteuerte, erlegte Margit Szápáry 12.000 Kronen als Sicherstellung. Nur 4000 Kronen wurden dann von den Gemeinden, hauptsächlich von St. Michael, abgestottert.

Als Mitglied des Tamsweger Schützenbundes ermöglichte sie durch ihre Hilfe im Jahr 1912 die Errichtung eines Schießstandes. Sie spendet 8000 Kronen, um die neu zu errichtende Schule in Ramingstein besser und schöner erstehen zu lassen, die dann lange Zeit als schönste Schule des Landes galt. Sie ruft Salzburger Architekten wie Geppert und Pirich, um gute Pläne für die Kirchen von Sauerfeld und Oberweißburg machen zu lassen. Für Oberweißburg spendete sie auch ein großes Kruzifix. Die Pfarrkirche von Tamsweg bekam von ihr einen ganzen Ornat aus gestickter Seide. Primizianten spendet sie teure Missale. Und dem Schnitzer der großen Samsonfigur, die am Tamsweger Hauptplatz aufgestellt wird, um für Kriegshilfszwecke benagelt zu werden, sendet sie außer dem Arbeitslohn als Dank einen innen vergoldeten Silberbecher, was den Bildhauer Pfarrer Mühlbacher laut erhaltener Briefe in helles Entzücken versetzte.

Aber erst in der Notzeit des Ersten Weltkrieges nimmt ihre Fürsorgetätigkeit überdimensionale Ausmaße an. Um die langwierige Aufzählung ihrer Hilfsmaßnahmen etwas zu unterbrechen, seien hier zwei Geschichten über die Prominenten des Lungau eingefügt. Ihr Ansehen war so groß, daß sich folgendes zutragen konnte: Ein Zug der Murtalbahn, die ob ihres gemütlichen Verkehrs und der individuellen Aufenthaltszeiten an den Haltestellen bekannt war, kam einmal gar mit eineinhalb Stunden Verspätung in Mauterndorf an. Vorwurfsvoll fragte der Stationsvorsteher den Zugführer, warum er denn so spät dran sei? Worauf ihm dieser den Grund erklärte: „Am Bahnhof in Murau hat die ‚Tschapary‘ mit dem Bezirkshauptmann Baron Eseebeck so viel zu reden gehabt, daß wir uns net abfahren ham traud und gwart ham.“

Auch die ganz ungewöhnliche Art der Buße, die Graf Hans Wilczek wählte, um die von ihm und seiner Familie hochverehrte „Nachbarin“

auf Finstergrün um Verzeihung zu bitten, sei erwähnt. Es ist nicht bekannt, durch was er sie kränkte, aber nur ein großes und schwerwiegendes Opfer konnte die Vergebung erwirken. Also die Hingabe von etwas sehr Geschätztem und die körperliche Last und Pein eines Bußganges. Und so lud er sich das große Romanische Kreuz, das in Schloß Moosham hing und immer ihre Bewunderung erregt hatte, auf die Schultern. Seine Tochter begleitete ihn und man fuhr nach Ramingstein. Von dort trug er, schwer gebückt, das Kreuz den steilen Weg zur Burg hinauf. Damit solche Buße aber nicht ungesehen bleibe, verständigte seine Tochter die Zürnende auf Finstergrün, die ihm bis zum Burgtor entgegenkam und ihm natürlich verzieh. Leider gibt es keine Zeugen zur Schilderung der feinen Modalitäten der Kreuzübergabe mehr. Auf solche Art wurde eine Differenz zwischen zwei außerordentlichen Menschen auf sehr ungewöhnliche Art ausgetragen.

Mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges im Sommer 1914 beginnt für das nüchterne Auge der Nachwelt die Auflösung der alten festgefügtten Ordnung aller Lebensbereiche. Gedruckte und ungedruckte Regeln kamen ins Wanken und lösten sich auf. Die allgemeine Not rüttelte damals die Menschen aus ihrem naiven Sicherheitsgefühl. Da man annahm, daß der Krieg gegen das lächerlich kleine Serbien gleich beendet sein werde, begrüßte man den Augenblick, um die Stärke des österreichisch-ungarischen Heeres demonstrieren zu können. Aber der Krieg dauerte viereinhalb Jahre und zeigte ungeahnte Auswirkungen. Waren es früher die Siege des Heeres, so wurde jetzt die Verwaltung des Hinterlandes entscheidend für den Ausgang des Krieges. Ein in der Jetztzeit unvorstellbarer Dilettantismus von privaten Kriegshilfsfürsorgevereinen entstand spontan aus dem ganzen Volk, da die Behörden ohne obrigkeitliche Weisungen nichts unternahmen und auch nichts unternehmen konnten. Das hätte unausweichlich zu Kompetenzüberschreitungen geführt, die streng verpönt waren. So war es bei Beginn des Krieges selbstverständlich, daß z. B. die Leitung eines Hilfsspitals oder die Kriegerfürsorge nur eine adelige Dame übernehmen konnte. Der Bezirk Tamsweg aber hatte das Glück, in Margit Szápáry eine lebensnahe Fürsorgewalterin zu haben, die sich — ihr selbst wahrscheinlich unbewußt — von einer Patronesse zur „Mutter des Lungaus“, wie sie oft genannt wurde, wandelte.

Mit Kriegsbeginn stiegen die sozialen Anforderungen sprunghaft. Es waren weder genug Spitäler vorhanden noch gab es eine systematische Erfassung der Kriegerwitwen und -waisen durch die Behörden. Futtervorräte wurden beschlagnahmt, ohne an das Saatgut zu denken, das dann von anderen Dienststellen wieder angefordert werden mußte. Sehr bald schon nahm Gräfin Szápáry die Invalidenfürsorge fest in die Hand und versuchte, jedem Kriegsversehrten eine ihm trotz Invalidität mögliche Existenz aufzubauen und dabei nach modernen Grundsätzen auch Bedacht auf die persönliche Berufsveranlagung zu

nehmen, wobei sie stets mit Primarius Dr. Schweighofer, dem Leiter der Landesheilanstalt in Salzburg, zusammenarbeitete.

Alle ihre Hilfsmaßnahmen haben sich in Aktenstößen erhalten, weil sie auf genaue Buchhaltung großen Wert legte. Auch die betreffenden Korrespondenzen sind noch gehortet, da in der Burg genügend Platz dafür vorhanden war. Doch muß man in Kürze ihre einzelnen Vorsorgen erwähnen.

Gleich zu Anfang des Krieges stellte sie ihr Palais in Preßburg mit 16 Betten als Hilfsspital zur Verfügung. Im Frühjahr 1915 machte sich bereits großer Getreidemangel bemerkbar, aber Maismehl war genügend vorhanden. Eine Broschüre mit Anweisungen, wie man dieses Mehl zu landesüblichen Speisen verwendet, wird von ihr verfaßt und ausgegeben. In der großen Burgküche wurden dafür drei stark besuchte Schulungs-Kochkurse abgehalten. Auch gibt sie Anregung zu erhöhtem Jagdabschuß für die Ernährung. Sie arbeitet für die Bezirkshauptmannschaft die Getreideabgabe für sieben Gemeinden aus und bemüht sich um Freigabe von Weidegründen auch für Ziegenhaltung. Kühlräume zur Aufbewahrung von Schaffleisch werden gesucht. Dazu kommen fortwährende Aktionen in Salzburg und Wien, um für den Lungau mehr Brotmehl aufzutreiben. 1915 erreicht sie den Einsatz russischer Kriegsgefangener als Hilfskräfte im Lungau. Dabei setzt sie durch, daß nur Lungauer zu deren Bewachung abkommandiert werden. Als Rote-Kreuz-Dame bekommt sie die Austauschliste der Gefangenen, sucht die Leute des Gaus heraus und schreibt unentwegt Gesuche für Anbauurlaube und in dringenden Fällen um Enthebung vom Militärdienst. Sie bemüht sich um Errichtung einer Nutzgeflügel-farm. Die Landesregierung überträgt ihr die Aktion des Gemüsebaus im Lungau, als Hilfe für die Stadt Salzburg. Als Hilfskräfte kommen 200 evakuierte Wolhynier, für die sieben leerstehende Häuser hergerichtet werden müssen. Schon im zweiten Jahr des feldmäßigen Anbaus können über 2000 Kilo Karfiol in die Stadt Salzburg gesendet werden, die sie durch eigenes Gespann nach Radstadt bringen läßt. Im ganzen werden 130.000 Kilo Gemüse und 4500 Kilo Getreide jährlich erzeugt. Sie schreibt die Berichte über die argen Sommerfröste des Jahres 1916 und die Hagelkatastrophe im August 1918. Sie stellt genaue Listen mit den Namen der Kriegerwitwen und -waisen auf, um ihnen an Hand dieser Erhebungsbögen zu einer Pension und zu Benefizien zu verhelfen. Als 1916 in Tamsweg der Verein für Kinderschutz und Jugendfürsorge gegründet wird, widmet sie dazu 5000 Kronen. Man überträgt ihr auch die Leitung der Ziehkinderfürsorge, die sie mit Dr. Christen und Schulinspektor Franz Haas übernimmt. Mit diesen beiden arbeitet sie auch an der Unterbringung für lungenkranke Kriegsteilnehmer, für die ein Gebäude eingerichtet wird. Sie bemüht sich nachhaltig, den Kartoffelbau auf kriegsbedingt brachliegendem Grund zu erreichen, den sie mit 400 Hektar berechnet. Diese Fläche gibt sie



als ausreichend für den Bedarf von 180 Waggons Kartoffeln für die Stadt Salzburg und von 400 Waggons für das Land Salzburg an, die auf diese Weise geerntet werden könnten. 1917 regte Landesrat Janota eine Beeren- und Pilzsammelaktion an, deren Organisation ihr auch zufiel. Nebenbei besorgt sie Schieferplatten für das Dach des abgebrannten Schulhauses in St. Andrä. Sie übernimmt die Organisation der Sammlungen für das Kriegsfürsorgeamt, spendet den Salzburger Schützen 30 Faß Bier und betreibt, vielfach mit eigenen Spenden, jahrelang die Liebesgaben-Paketaktion für die Lungauer in Salzburger Regimentern. 5000 Kronen hat der Verkauf der Kriegshilfsabzeichen eingebracht, den sie stolz überweisen kann, da sie auch diese Aktion leitete. Sie erfragt alle in Spitälern liegenden verwundeten Lungauer und erreicht, daß sie im Rot-Kreuz-Spital in Salzburg zusammengelegt werden. Sie betreibt die Erlangung von Renten, Medaillen und Prothesen. 1919 übergibt sie den Ämtern die Akten von 292 Lungauer Invaliden. Sie hat auch in Radstadt, St. Johann und Hofgastein Invalidenfürsorgestellen eingerichtet, an denen sie auch noch nach dem Zusammenbruch von 1918 weiterarbeitet. Ihr bedeutendstes Werk ist die Errichtung von Kriegerheimstätten im Lungau. Dazu kaufte sie aus eigenen Mitteln verlassene, herabgewirtschaftete Bauernhöfe auf, ließ sie einrichten und übergab sie arbeitsfähigen Invaliden aus dem Bauernstand als Heimat. Sie erwarb diese Wirtschaften nur vorläufig bis zur Übernahme durch den betreffenden Fonds, um den nötigen Grundstock dafür zu sichern. Sie bat den späteren Bundeskanzler Dr. Ramek zu sich nach Finstergrün, um diesbezüglich die Gesetzesentwürfe von Kriegerheimstätten auszuarbeiten.

Die Summe ihrer Gesamtausgaben für Hilfeleistungen macht in ihren Ausgabebüchern den Betrag von 210.000 Kronen aus, wobei die Hingabe an Zeit und die vielen Reisespesen nicht eingerechnet sind. Vier Pferde und ein Esel, die im nahen Bauernhof gefüttert wurden, standen ihr zur Verfügung. Nach Durchsicht all dieser Tätigkeiten hat man den Eindruck, daß diese Frau zehn Männer mit ihrer Umsicht, Energie und Ausdauer aufgewogen hat. Nur eine Eigenschaft dürfte ihr gefehlt haben, nämlich passiv zu bleiben. Auch ihre Mutter galt als sehr energische Dame. Als dieser einmal ein Gewehr in der Hand explodierte, verlor sie den Ringfinger der rechten Hand. Er wurde durch eine goldene Tülle ersetzt, mit der sie gern auf den Tisch klopfte, um ihren Wünschen Nachdruck zu verleihen. Bald machte ein geflügeltes Wort die Runde: „Wenn die Gräfin Henckel mit ihrem goldenen Finger auf den Tisch klopft, erzittert ganz Oberschlesien!“

Aber ab 1919 beginnt für Gräfin Szápáry selbst die Zeit der Geldsorgen. Mit 1918 hört daher die bisher immer übliche Weihnachtsaktion für die Ramingsteiner Schulkinder auf. Denn nicht, wie immer angenommen wird, der romantische Burgbau hat ihre Finanzen zerrüttet, sondern es war ihre patriotische Gesinnung, die sie den größten

Teil ihres Vermögens für die Kriegsanleihe zeichnen ließ. Diese Papiere waren bei Kriegsende völlig entwertet und das Vermögen in Nichts zerronnen. Den Rest verschlang die Inflation in den folgenden Jahren. Die 1000-Mark-Sperre, die Stagnation der Holzpreise und die einschneidenden Devisenvorschriften in den dreißiger Jahren, die für sie den noch möglichen Zufluß aus deutschen Guthaben stoppten, taten das übrige. Um den Besitz erhalten zu können, mußte man nach Einnahmequellen Ausschau halten; denn die Vergebung von Jagdabschüssen und der Verkauf von Zirbenbrettern konnte keineswegs diesen Besitz und Haushalt erhalten. Also nahm man „paying guests“. Es war dies die Zeit der späten zwanziger und frühen dreißiger Jahre, in der es Mode geworden war, die Salzburger Festspiele zu besuchen und sich bei Lanz ein Dirndlkleid zu kaufen. Man kam nach Salzburg, um hier gesehen zu werden, um hier zu fischen und zu jagen. Dazu war im Lungau beste Gelegenheit. Nie vor dieser Zeit hatte der Fremdenverkehr so viele Devisen eingebracht. In angelsächsischen Ländern galt damals Burg Finstergrün als eine Sensation. Denn weit ihrer Zeit voraus bot die Burg einen Aufenthalt in unberührtester Natur, ohne allen Kontakt mit der Technik — aber bei bester Gesellschaft, Küche und Tischgerät. War es bei Amerikanern auch die snobistische Sensation, in solcher Gesellschaft am Abend im riesigen Burgsaal bei prasselnden Scheitern am Kamin zu sitzen, so zog es ältere Jahrgänge Albions wegen der stilvollen Ruhe und Abgeschiedenheit vom Allerweltsgetriebe an. Die Betten waren exzellent mit leinerner Wäsche ausgestattet, und unter jedem Leintuch lag als Unterlage eine gegerbte Hirschhaut, die mit dunkelgrünem Seidenband eingefast war. Mußte man des Nachts in Finstergrün eine Toilette aufsuchen, so waren meist die Kerzen in den gotischen Schlitzlaternen, die den Gang etwas erleuchteten, schon verflackert. Mit Hilfe einer in der Hand getragenen Laterne stolperte man über unerwartete Stufen, kletterte enge Spindeltreppen auf und ab, fühlte sich durch Spieße und Morgensterne an den Wänden bedroht und landete schließlich vor dem Bild eines aufgebahrten Bischofs. An jeder Tür war natürlich ein gotisches Schloß angebracht, jedes im Mechanismus grundverschieden und voller Tücken. Sie ergaben sich nur dem Kundigen; die Folge war, daß manche Gäste weder vor noch zurück in ihr Zimmer konnten, weil sich plötzlich mit einem Knacks ein Sperrhebel, an dem man fingerte, von selbst geschlossen hatte. Alle paar Schritte wurde man vom eiskalten Bergwind, der durch die offenen Schlitzfenster hereinblies, angepiffen. Gespenster gab es keine, aber der Eindrücke genug, um sie beim Frühstück zu erzählen. Indiskrete fragten, wieso es hier modernes Klopapier gebe, wenn sich in der ganzen Burg kein Schalter befinde, da man bewußt keinen Strom eingeleitet hatte. Leuchter, Laternen und Fackeln im Hof sorgten für stilgerechte, aber sehr umständliche Beleuchtung. Dies wirkte sich später bei der

beabsichtigten Vermietung der Burg natürlich sehr hinderlich aus.

Zu jener Zeit begann es in Deutschland stark zu gären. Der Expansionstrieb war unter neuem Namen erwacht. Wie sehr wenige erkannte Margit Szápáry die drohenden Folgen. Die beglaubigte Kopie eines Briefes, den sie am 18. Mai 1934 an den Herausgeber der kulturpolitischen Zeitschrift „The Spectator“ sandte, kann man nur mit tiefster Bewegung lesen. Die Überschrift des Aufsatzes, der in diesem Blatt veröffentlicht wurde, lautet: „What does Germany mean?“ Fast wortwörtlich traf alles so ein, wie sie es kommen sah. Ihre Warnung ist in beschwörendem Ton gehalten und durchaus nicht in jenem theatralischen Stil, in dem Seherinnen verkünden. Ihre Beobachtungen der Lage sind klar und logisch bis zum erschreckenden Ergebnis durchdacht. Das Rad der Geschichte ist aber durch einen Leserbrief nicht anzuhalten.

Zur Zeit des Anschlusses im März 1938 befand sich die Gräfin glücklicherweise gerade in Südtirol. Sie kehrte nicht heim, sondern ging zu Freunden (Freiherrn von Cramer-Klett) nach Oberbayern. Erst 1940, als sich die Begeisterungswogen längst gelegt hatten, kommt sie in den Lungau zurück und wird nicht behelligt. Aber in den Anschlußtagen kamen drei Mann der neuen Parteiführung zu ihrer Tochter und verlangten eine dem — nicht mehr vorhandenen — Vermögen entsprechende Schadenersatzsumme, „weil die Frau Gräfin der Nationalsozialistischen Partei so sehr geschadet habe“! Sie gaben sich dann aber mit 500 RM zufrieden. Als heiter erweist sich erst heute das Mißgeschick, das sich bei der durch die Gemeinde Ramingstein verlangten Beflaggung der unbewohnten Burg am 14. März 1938 ereignete. Dazu kam der alte pensionierte und natürlich böhmische Diener vom Dorf herauf, um eine Fahne auf dem Turm aufzuziehen. Ohne sie genau anzusehen, wählte er die längste. Aber was zeigte die Fahne? Ein Krukenkreuz, das Emblem der eben abgesetzten Regierung!

Zwei Jahre nach dem Anschluß kam einmal Hermann Göring mit einem großen Autokonvoi, um die Burg zu besichtigen. Die Besitzerin war glücklicherweise nicht anwesend. Ein reich mit gewundenen Säulen geziertes Himmelbett aus dem 16. Jahrhundert erregte seine größte Aufmerksamkeit, wobei er deutlich den Wunsch, es zu besitzen, zum Ausdruck brachte. Da sich Margit Szápáry zu jener Zeit sehr abgränte, nicht mehr helfen zu können, unter anderem auch nicht ihren Freunden Schwarzenberg in Murau, denen ihr gesamter Besitz durch Gauleiter Eigruber in Linz beschlagnahmt worden war, opferte sie dieses Spitzenstück ihrer Einrichtung. Es wurde dem Reichsmarschall als Geschenk nach Berlin geschickt. Antwort oder Dank kam nicht. Einer ihrer letzten Versuche zu helfen, war ein Besuch bei der Schwester des Reichsmarschalls Olga Riegele in Mauterndorf zusammen mit Eleonore Schwarzenberg. Man wollte versuchen, durch diese

Vermittlung doch wenigstens einen Teil des großen Besitzes der Familie Schwarzenberg zurückzubekommen, was aber nicht erreicht wurde.

Nachdem die finanzielle Lage ganz unhaltbar geworden war, mußte sie sich entschließen, das mit so viel Kunstverständnis zusammengetragene Inventar der Burg versteigern zu lassen. Das eigene Werk wieder abbauen zu müssen, ist sehr bitter, meist besorgen das erst die folgenden Generationen. Dadurch, daß in ihre Lebensspanne zwei Weltkriege und große Gesellschaftsveränderungen fielen, bekam sie die Auswirkungen noch selbst zu spüren.

Der Katalog Nr. 28 des Münchner Kunstversteigerungshauses Adolf Weinmüller bot auf der November-Auktion 1941 ihre wertvollsten Einrichtungsgegenstände an. Knapp die Hälfte davon bestand aus einheimischem Kulturgut; etwas mehr war Sammelgut aus ganz Mitteleuropa. Die Fotos des Katalogs — leider viel zu wenige — vermitteln noch ihre Vorliebe für das strenge, meist gotische Mobiliar. Vier gotische Kastentische sind abgebildet, deren Ausrufungspreis je Stück 1200 RM war. Dreizehn meist gotische Truhen, die vielfach aus dem Lungau stammten, sieht man da neben einem gotischen Bett aus Weichholz, ohne Schnitzwerk, das aber durch sein Schrägdach sehr reizvoll ist. Wegen dieses Bettes kam es zu einem sensationellen Meistbietkampf zwischen dem Beauftragten Hermann Görings und einem rheinischen Museum, bei dem das Museum den Sieg errang. Leider ist mir der Name des Museums entfallen. Der Ausrufungspreis des Bettes war 10.000 RM, viel Geld bei den damals noch nicht hochgeschraubten Preisen. Das Gesamtergebnis war nur eine Erleichterung in Anbetracht der großen Hypothekenlast.

Da sich nur noch wenige Menschen an die eingerichtete Burg erinnern können, sei wenigstens das Schlafzimmer der Burgherrin beschrieben, weil dergleichen landauf, landab nicht zu finden war. Dominierend war hier ihr farblicher Lieblingsdreiklang: grün, braun, weiß. Weiß die Wand, grün der alte Kachelofen und die Bodenbespannung aus Filz, in grünen und braunen Tönen die Bettdecke aus Lungauer Webe (Point d'Hongrie-Muster). Braun das vorher erwähnte Bett, die Lehnssessel, Truhe und der große gotische Kasten. Auf der Truhe dem Bett gegenüber standen nebeneinander drei ein- einhalb Meter hohe Bischofs- und Heiligenfiguren, die auch im Versteigerungskatalog unter Nr. 10 zusammen abgebildet sind. Kein Spiegel noch ein anderer verspiegelter Gegenstand waren zu sehen, der davon Zeugnis gegeben hätte, daß hier eine Frau wohnte. Durch die Fenster sah man auf den nahen, steilen Bergwald, der durch die dazwischen liegenden hellen Felsblöcke wieder diesen Farbdreiklang bot. Indifferent konnte man hier nicht bleiben, entweder war man begeistert oder befremdet.

Erst das schwere Herzleiden in den letzten Jahren zwang diese

Frau in den Lehnstuhl. Dadurch blieb ihr der Anblick der entleerten Burg erspart. Aber die umfangreiche Korrespondenz, die sie über ihre „Pflegerin-Sekretärin“ weiterführte, zeigt noch immer den selben weitausgreifenden Geist. Ihr tiefreligiöser Sinn half ihr während ihrer langen Krankheit sehr. Die Stützung der Kirche und die Verankerung katholischer Grundsätze in der Familie bestimmten ihr ganzes Leben. Deshalb wurde sie auch Leiterin der K. F. O., der „Katholischen Frauenorganisation“ im Lungau, die nach dem Ersten Weltkrieg gegründet wurde. 1918 hatten auch die Frauen Österreichs das Wahlrecht bekommen; um sie zu erfassen, wurde diese Organisation ins Leben gerufen. In tiefem Gram über die Lage Österreichs und Europas starb Margit Szápáry am 17. Mai 1943.

Ihr Hauptwerk Burg Finstergrün ist kein weltberühmter Bau geworden wie die bayerischen Königsschlösser; aber die ganze Anlage setzt an der Grenze zur Steiermark einen schönen landschaftlichen Abschluß. Auch wenn einmal die Dächer nicht mehr instand gehalten werden, die soliden Steinmauern werden lange Zeiten überdauern. Schon gibt es nicht mehr viele Menschen, die die Gräfin noch persönlich kannten, aber in Erzählungen lebt sie fort; denn Margit Szápáry ist eine legendäre Gestalt geworden.

Zwei Jahre nach dem Tod der Gräfin Szápáry kam es zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Da es bis jetzt keine übersichtliche Beschreibung jener turbulenten Maitage des Jahres 1945 gibt, wie sie sich im Land Salzburg zugetragen haben, sei es erlaubt, in Kurzform über die Ereignisse im Lungau zu berichten, vor allem deshalb, weil es die Tochter der eben Beschriebenen war, die nun ihrerseits in das Geschehen dieses Gaues eingegriffen hat.

Von Ungarn über die Steiermark kommend näherten sich russische Truppen dem Lungau. Im Norden rückten die Amerikaner heran, im Süden zogen die Engländer in Kärnten ein. Vor dem russischen Militär hatte man Angst, dessen Verhalten von den Flüchtlingen sehr verschieden geschildert wurde. So kam es zu einem Husarenstreich in Murau, wo ein in den letzten Tagen dem Konzentrationslager entronnener Kaufmann Karl Brunner einigen englischen Kriegsgefangenen Waffen zur Verfügung stellte, die deutsche Soldaten weggeworfen hatten. Mit diesen drei Mann und einem Dolmetscher fuhr er der russischen Heerespitze entgegen. In Scheifling stieß er auf sie, begrüßte die Offiziere und machte ihnen weis, daß diese paar Engländer die Vorhut der bereits in Murau eingerückten englischen Besatzungstruppen seien, worauf die Russen nicht weiter nach Westen ins Murtal vorstießen.

Die Amerikaner waren inzwischen bis zur Tauernpaßhöhe vorgezogen. Dort aber machten sie halt, um diesen strategisch wichtigen Punkt auszubauen. Sie sperrten den Paß, so daß niemand aus dem Lungau herauskam. Die englischen Truppen waren bis Spittal an

der Drau vorgestoßen, blieben dort aber ebenfalls stehen. Offenbar war das in den vorher festgesetzten Besetzungsplänen so vorgesehen worden. Die zurückflutenden deutschen Truppen waren nun in der Stärke von einer Panzerdivision mit nicht weniger als 16.000 Pferden (es gab ja keinen Treibstoff mehr) im Lungau blockiert. Von St. Michael bis Tamsweg dehnte sich ein einziges Heerlager aus. 66.000 Soldaten lagerten in diesem besonders kalten Mai im Freien. Zur Nachtzeit erhöhte der Schein der unzähligen offenen Feuer, an denen sie sich zu wärmen suchten, den Eindruck der dramatischen Spannung in diesem Gebiet. Woher sollte man nach fünf Kriegsjahren in einem so hoch gelegenen Gebirgsgau die Verpflegung hernehmen? Zu dem von allen Seiten eingeströmten Militär kamen noch 8000 Zivilflüchtlinge. Die Zahl der Pferde soll 20.000 betragen haben. Bald gab es keinen Halm Heu oder Stroh mehr, und die Soldaten mußten immer mühseliger nach trockenem Brennholz suchen. Stündlich wuchs die Gefahr, da man annehmen mußte, daß die Russen bald von dem im Lungau bestehenden Vakuum erfahren würden.

In Burg Finstergrün wurde damals ein Notlazarett eingerichtet. Nun setzte sich die gut englisch sprechende Tochter der Gräfin Szápáry aufs Rad, um von der Bezirkshauptmannschaft Tamsweg aus mit Hilfe des dort allein verbliebenen Beamten, Regierungsrat Kajetan Jenner, nach Spittal zu telefonieren. Sie forderte die dort lagernden englischen Truppenverbände auf, so bald als möglich in den Lungau zu kommen, um einem unhaltbaren Zustand ein Ende zu bereiten. Von Tag zu Tag wurden die Hilferufe dringender — aber die Engländer kamen nicht! Sie mußten die Weisungen ihrer Heeresleitung abwarten, die wiederum von diplomatischen Verhandlungen mit den anderen Besatzungsmächten abhängig waren. Als die Engländer endlich nach einer Woche über den Katschberg in den Lungau einrücken durften, bereitete ihnen diese schmale Paßstraße die größten Schwierigkeiten, weil sie durch unzählige Fahrzeuge von Flüchtenden und zurückflutenden Soldaten, denen meist auch der Treibstoff ausgegangen war, verstopft wurde. Erst als der Befehl gegeben wurde, daß sich alle Fahrzeuge dicht an den Straßenrand stellen mußten, wurde die linke Straßenseite für den Einmarsch der Engländer frei.

Vor sich hatten sie ein waldriches Land, dessen wenige Äcker schwarz durch die dort zusammengepferchten Pferde waren. Man fragt sich, warum die Pferde nicht geschlachtet wurden, um das sonst nur 13.000 Einwohner zählende Land, das nun von Menschen in gigantischem Maß überfüllt war, wenigstens mit Pferdefleisch versorgen zu können. Die Antwort darauf ist, daß täglich nicht mehr als zwölf Pferde in rationeller Weise geschlachtet werden konnten.

Endlich öffneten die Amerikaner den Tauernpaß und ließen die Pferde nach Bayern ziehen, wo sie für die Landwirtschaft dringend benötigt wurden. Die Engländer begannen bald, die deutschen Trup-

pen in ein Lager bei Spittal abzuschleppen. Diese Aktion war Anfang Juli abgeschlossen. Natürlich versuchten viele Soldaten meist im Schutz der Dunkelheit einzeln über den Radstädter Tauern zu fliehen, um dem bevorstehenden Gefangenenlager zu entgehen. Noch Jahre später fanden Heidelbeer-„Brocken“ hoch über der Straße in unwegsamstem Gelände auf Schritt und Tritt weggeworfene Uniformstücke. Für wertvolle Tauschobjekte — etwa eine goldene Uhr — hatten sich die Fliehenden ein abgetragenes Zivilkleidungsstück eingetauscht, um nicht bei den aufgestellten Straßensperren sofort als Wehrmichtsangehörige erkannt und eingezogen zu werden.

Anfang Juli begannen die rührigen Bauern sofort das in den Tal-lagen vollkommen verwüstete Land umzupflügen. Trotz der so arg verspäteten Aussaat von Hafer und Gerste konnte im Herbst doch noch eine Ernte eingebracht werden.

Der einzige Sohn von Margit Szápáry lebte in Ungarn. Nach der Besetzung dieses Landes ließ er sich im Jagdhaus Göriach nieder. Seine einzige Tochter, ebenfalls eine vorzügliche „Prebersee-Schützin“, heiratete Prinz Karl von Hessen, einen Neffen des Gemahls der englischen Königin. Jolanta Szápáry war jahrzehntelang mit großem Eifer als staatliche Fürsorgerin im Lungau tätig. Sie hat dort die Säuglingspflege und die Tuberkulosenfürsorge ins Leben gerufen.

---

*Anmerkung:* Die von der Verfasserin benützten Briefe und Akten befinden sich im Besitz der Tochter Jolanta Szápáry in Ramingstein.



Abb. 1 Margit Gräfin Szápary (um 1900)



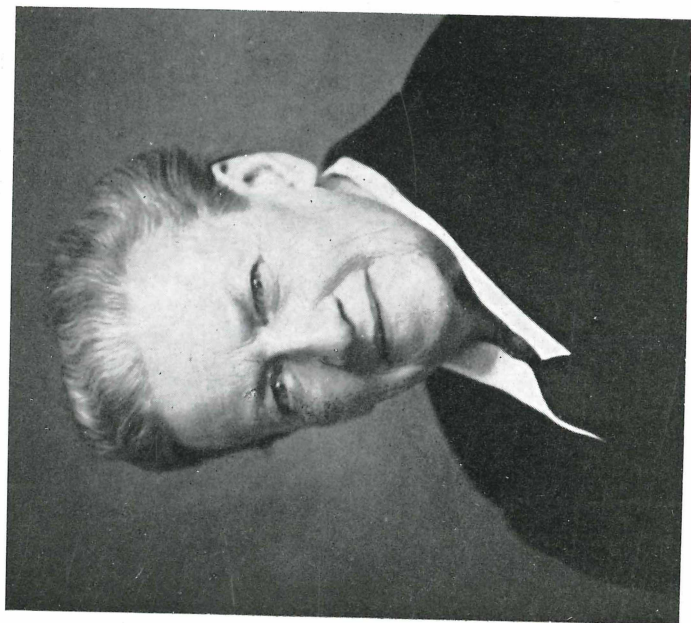


Abb. 2 Gräfin Szápáry im Alter

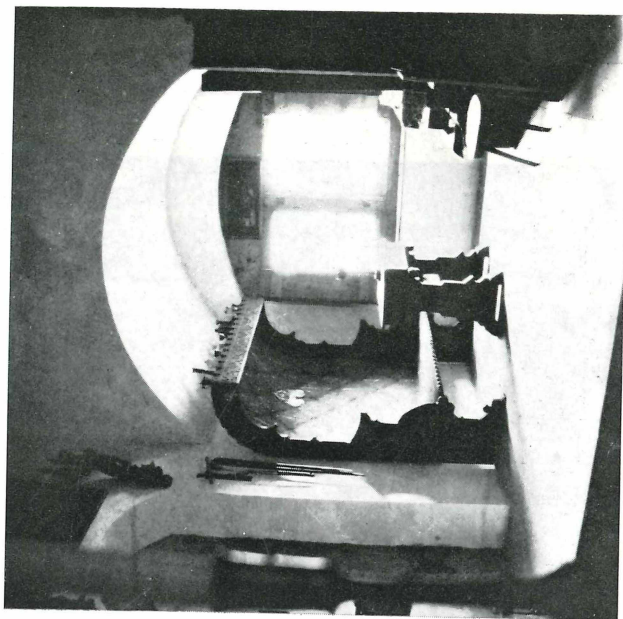


Abb. 3 Interieur von Schloss Finstergrün im Lungau

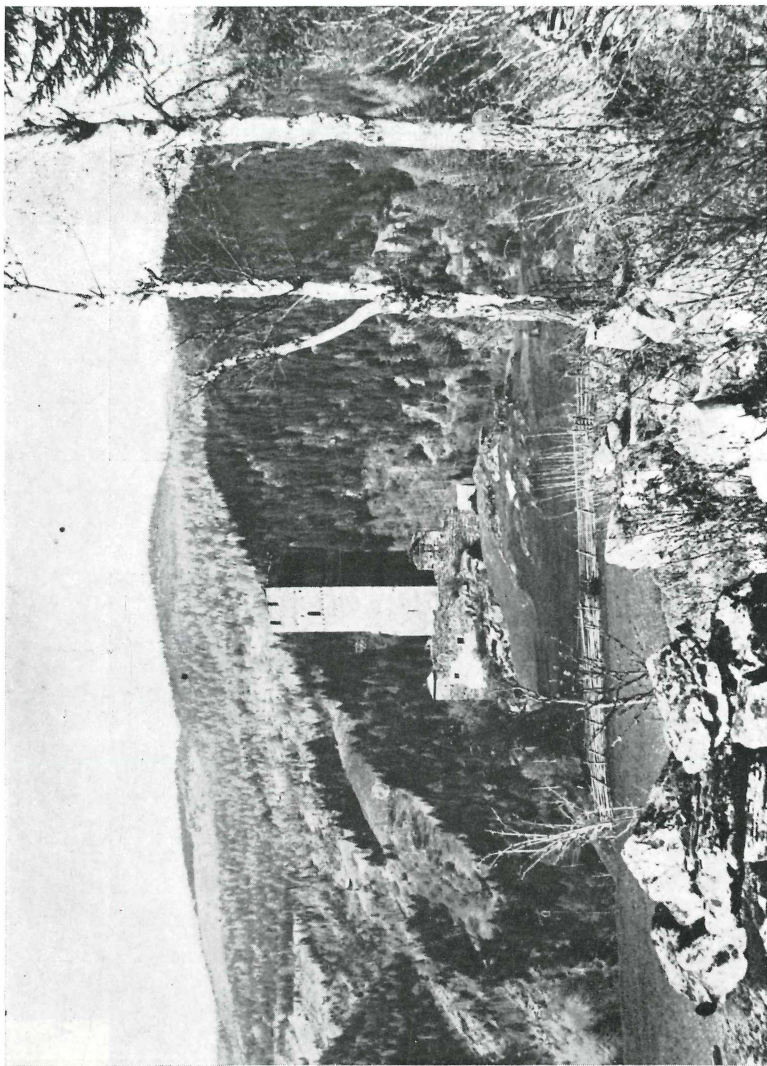


Abb. 4 Burg Finstergrün vor dem Ausbau (1900)



Abb. 5 Burg Finstergrün im Bau (1903)



# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1979

Band/Volume: [119](#)

Autor(en)/Author(s): Watteck Nora

Artikel/Article: [Gräfin Margit Szápáry. Ein Lebensbild. 261-280](#)